

Bezug-Preis für Halle und Umgebungen 2.50 M. durch die Post bezogen 3.00 M. ...

Hallesche Zeitung.

Anzeige-Gebühren für die Hauptblätter ...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Donnerstag 25. Juni 1896.

Seiner Bureau: Berlin SW., Fernburgerstraße 8

Deutsches Reich.

* Wie aus Kiel gemeldet wird, begab sich der Kaiser gestern früh 1/8 8 Uhr von der „Hohenzollern“ an Bord des „Meteor“ ...

* Beim Fürsten Bismarck. Hofbuchhändler Riepert im Hannover weckte dieser Tage in Friedrichshagen ...

* Bismarck führte bei Tisch vornehmlich die Unterhaltung. Sofort nachdem er Platz genommen, reichte er dem Dr. Schwemmer ...

* Die „Noll. Rg.“ widerlegt in ihrer neuesten Nummer auf Grund von Mittheilungen aus rheinischer Quelle den Bericht ...

* Es wird der „Noll. Rg.“ bemerkt, daß es dem Reichsanwalt nach unermittelten Beschäftigten gelangen ...

* Der „Reichsanwalt“ veröffentlicht heute das Verurtheilung d. d. 22. d. M.

* Mit dem 1. Juli wird das Gesetz über die Verfassung des unteren Gerichtsvertrages in Kraft treten ...

besen wird voranschrittlich diese keine Aenderung in der Rechtsprechung keine Schwierigkeiten machen. Vor Allem kommt es nun darauf an, daß das Gesetz ...

* Eine freiständige Zeitschrift finden wir noch nachträglich in der „Verl. Volksztg.“ zu Aukt und Frommen ...

* Das Komitee für das Zeitliches Denkmal soll, so wird berichtet, auf den sonderbaren Einfall gekommen sein, den Magistrat von Berlin in einem Beitrag für jenes Denkmal aufzuwiegen ...

* Der Sozialdemokrat und ehemalige Proklamationsleiter Theodor Wächter, ist in der Schweiz angekommen ...

Parlamentarisches.

Die wirtschaftliche Vereinigung hat gestern im Reichstag zur Verhandlung des vom Bundes der Landwirthe ausgearbeiteten Entwurfs des Gesetzes über die Errichtung ...

Deutscher Reichstag.

Nachdem gestern ohne wesentliche Debatten das Reichsgesetz über die Errichtung des Reichsanwalts in Kraft getreten ist, wird heute die Verhandlung über die Errichtung ...

Am Bundesratstag am 24. Juni. Die Bundesratstag am 24. Juni. Die Bundesratstag am 24. Juni.

Verfälschte Anträge des Abgeordneten Auer werden von dem Abg. Frohne begründet. Staatssekretär Niedeberg erklärt, sämtliche Anträge abzuweisen ...

Abg. Langemann (Freil. Wp.) befragt ebenfalls die Hofkanzlei über die richterliche Beamten und fragt für den Antrag Kaufmann ein, sowie für den Kommissionsbefehl, daß ein Erlaßpflicht nicht verbunden sein soll ...

Abg. Strothmann (F. D.) bemerkt, die Beamten müßten für alle ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden, sonst würde man sie ja wie Kinder und Unmündige betrachten. Die Kommission hätte in der ersten Sitzung der Subkommission des Staates beschließen und sie erst in der zweiten Sitzung fallen lassen.

sozialdemokratische Reinspalntrage abgelehnt, ebenso der Antrag Kaufmann und nur der Centralantrag angenommen, daß ein Verbot über die Leistung einer Rechtskräftigkeit ...

Damit ist nun das Recht der Schuldenrückzahlung erledigt und das Haus tritt in die Verhandlung des 4. Bundesamittels ein.

Abg. Dr. Heber erklärt, daß das Centrum die Ehe als ein Sakrament betrachte und an der Aufhebung schätze, daß die Ehe nur von der Kirche geschlossen werden könne ...

Abg. Graf von Moon (Deutschf.) kritisiert das „Recht“, welches zur Verbeibehaltung des Instituts der Ehe im Entwurf enthalten habe. Die Ehe würde nicht mehr dem heiligen Geiste ...

Staatssekretär Niedeberg: Die Regierung hätte nicht, wie vom Redner behauptet ist, durch äußerliche und oberflächliche Gründe sich für die Errichtung der Ehe entschieden ...

Abg. Graf von Bismarck (Wp.) erklärt, ein Theil seiner Freunde würde allerdings in der faktischen Ehe eine Verbesserung der Ehe erblickt haben ...

Abg. Heber weist gegen den Antrag Moon darauf hin, daß auch nach seiner die Ehe ein weltliches Geschäft sei. Die demokratische Forderung sei vollständig mit dem Ziel „bürgerliche Ehe“ ...

Abg. Heber (son.) erklärt, er habe die Ehe als ein Sakrament betrachtet und an der Aufhebung schätze. Er habe die Ehe als ein weltliches Geschäft betrachtet ...

Abg. Heber (son.) erklärt, er habe die Ehe als ein Sakrament betrachtet und an der Aufhebung schätze. Er habe die Ehe als ein weltliches Geschäft betrachtet ...

Abg. Heber (son.) erklärt, er habe die Ehe als ein Sakrament betrachtet und an der Aufhebung schätze. Er habe die Ehe als ein weltliches Geschäft betrachtet ...

Abg. Heber (son.) erklärt, er habe die Ehe als ein Sakrament betrachtet und an der Aufhebung schätze. Er habe die Ehe als ein weltliches Geschäft betrachtet ...

Abg. Heber (son.) erklärt, er habe die Ehe als ein Sakrament betrachtet und an der Aufhebung schätze. Er habe die Ehe als ein weltliches Geschäft betrachtet ...

Abg. Heber (son.) erklärt, er habe die Ehe als ein Sakrament betrachtet und an der Aufhebung schätze. Er habe die Ehe als ein weltliches Geschäft betrachtet ...



Nachdruck verboten.)

Trene.

26)

Roman von M. Schöpp.

Traute erbehte. Die Frage kam ſo unerwartet. Sie machte eine Bewegung, als wolle ſie ſich erheben —

„Wo iſt er, Kind?“

„Fritj — —“

„Ja, Traute.“

„Im Salon — oder nein — — im Bureau — es iſt jezt ſo viel zu thun — —“

„Neblich hat mir davon nichts geſagt. Woher weißt Du es denn?“

„Ich dachte, weil — — weil er ſpät kommt — — und“

„Warum fragſt Du ihn nicht? Er hätte uns auch geſtern begleiten ſollen. Als ich ihn geſtern Abend ſah, fand ich ihn ſchlecht ausſehend. Haſt Du das nicht bemerkt?“

„Ach, ob ſie es nicht gemerkt hatte! Und wie angſtvoll ſie ihn beobachtete! Faſſungslos ſah ſie zu der Greiſin auf.“

„Ich glaubte es — — aber Graf Holten meinte — —“

„Graf Holten?“ Frau Schlüter richtete ſich plötzlich auf und ihre Augen blickten ſtreng und hart. „Sprichſt Du mit einem Fremden über Deinen Gatten? Und hörſt, was Graf Holten über ihn ſagt? Haſt Du denn nicht Augen, um zu ſehen, daß er krank iſt? Daß etwas Schreckliches an ihm nagt? Traute — weißt Du, was die Welt davon denkt?“

Die junge Frau war vor den anklagenden Worten zurückgewichen; aufrecht ſtand ſie, todtbleich, die Hände gefallen als ſiehe ſie um Erbarmen.

„Großmutter! nicht weiter! das — das verdiene ich nicht.“

Aber Frau Schlüter achtete nicht darauf. Sie dachte nur daran, was Eliſe Lütigen ihr erzählt; was Frau von Rabeneck bereits nun ſchon ihren vielen „Freunden“ mitgeteilt und was in wenigen Tagen dann die ganze Stadt wußte. Der Zorn wallte mächtig in ihr auf, aber er machte ſich in Thränen Bahn, wie ſie ſchmerzlicher den alten Augen nicht entströmt waren.

„Wie konnteſt Du das thun, Traute! Mir das thun! Ich war ſo ſtolz auf Dich — und nun darſt ein Jeder ſeine Hand gegen Dich erheben! Geh' in Dich, Kind. Noch iſt es Zeit — — Du haſt einmal geſehlt, und damals galt es Dein Glück. Jetzt ſteht mehr auf dem Spiel — Deine Ehre, Deines Vaters Name.“

Die beiden Frauen ſtanden ſich gegenüber; Entſetzen malte ſich auf dem jungen Geſicht, qualvolle Angſt in der Matrone Zügen. Traute ahnte nicht, was man von ihr ſprach, was ihre Großmutter meinte; und küßte ſich doch ſo ſchuldig, als habe ſie ein Verbrechen begangen, deſſen man ſie nun anklagte und ſie fand keine Worte zu ihrer Vertheidigung.

„Großmutter — Du weißt nicht — —“

„Ich weiß, was zwischen Euch vorgefallen iſt; das giebt Dir aber kein Recht zu — — zu — —“ nein, ſie konnte das fürchtbare Wort nicht ausſprechen. Eine Cheſcheidung, durch Mann und Frau ſelbſt verurſacht, war in ihrem frommen, ſtrengen Sinn die größte Sünde, die zwei Menſchen begehen können. In dieſem einen Falle hatte ſich Peter Alſen in der alten Frau getäuſcht. Denn wenn ſie ihn mit Trauten zuſammen ſah, dachte ſie nicht, wie es noch kommen könnte — nein, wie es hätte kommen können, und über das „wenn“ ſuchte ſie ſich hinwegzutäuſchen. Sie hatte ſich ein Trugbild geſchaffen, an das ſie kurze Zeit glauben wollte, deſſen Verwirklichung ſie aber nimmermehr herbeiführte; es ſei denn, daß der Herr über Leben und Tod es anders beſchloſſen.

Sie trat zu der regloſen Traute, die ſie ſo liebte, weil ſie auch in ihren Kämpfen ſich ſelbſt zu erkennen meinte und in ihren naſſen Augen leuchtete ein heiliges Mitleid. Und innig zog ſie ſie an ſich und ſprach leiſe und voll ſo herziger Liebe auf ſie ein.

„Heute iſt es noch nicht zu ſpät, Kind. Hat er Dich ver-
leht, ſo gieb nach; denke, er iſt Dein Gatte, Dein Herr. Und Mann und Weib ſollen eins ſein und das Weib ſoll dem Manne unterthan ſein. Aber nicht ſo, Traute, nicht ſo. Du biſt doch eine Schlüter! Die letzte Schlüter und Du ſollteſt — — und wenn Gott Dir ein Kind ſchenkt, und es kann unſern Namen nicht tragen, ſollen doch unſere Tugenden in ihm weiterleben. Daran denke, Traute, wenn Dein troziges Herz ſich auflehnen will. Und wenn ich nicht mehr ſein werde, erinnere Dich meiner Worte. So geht es nicht länger. Geh, Kind, reiche ihm die Hand zur Verſöhnung. Wir ſind es ihm ſchuldig. Du wirſt Dich nicht dadurch erniedrigen. Ein Sieg über ſich ſelbſt iſt der ſchönſte Sieg. Geh, Traute, mein Kind, ſäume nicht und ich denke, er kann Dir vergeben.“

Traute ſchluchzte am Halse der Greiſin und feſt, feſt umklammerten ihre Hände die gebeugte Geſtalt. Und in ihr rang und kämpfte es — das war der Frühlingſturm, der dem Benz vorangeht, der dem Licht und der Wärme vorangeht. Sie fragte garricht, warum die alte Frau, die Fritj ſiets feindlich entgegengetreten, plötzlich ſo anders, ſo ganz anders ſprach; ſie hörte nur auf die Worte, deren Sinn ſie nur zu gut zu verſtehen glaubte. Sich ſelbſt beſiegen — ja, ja, die Großmutter hatte recht. Ach, wird er denn vergeben?

Sie ging und Frau Schlüter hielt ſie nicht zurück.

„Ich habe gethan, was in meiner Macht ſteht,“ murmelte ſie, „mehr kann ich nicht.“

Sie ſaß wieder auf dem Schemel und hielt auf ihrem Schooß die alten Bezüge, die ſie einſt genäht, die nun gelb geworden und abgenutzt von vielem Gebrauch. Aber ſie ſah es, als es noch weiß und blendend geweſen und ſie ſelbſt es auf der Bleiche ausbreitete. Sie ſah, wie ihre Mutter es um ſie her aufſichtete und zwiſchen jeden Bund Lavendel legte und wie der koſtbare Hausſchatz bewundert wurde. Und dann — dann ſah ſie ſich ſelbſt im Brautſchmuck, die Myrthenkrone auf dem Haupt, Perlenschnüre um den ſtolzen Hals, allein, zum letzten Male allein in ihrem jungfräulichen Gemach. Wie ſie bleich war, wie ſie zitterte. Achlos ſtreifte der Blick das reiche Brautgeſchenk und ruhte auf einem unſcheinbaren Bild über ihrem Bett. Ihr Kopf war es, dilettantenhaft ausgeführt, von einem Namen unterſchrieben, den Niemand kannte — ihre Lippen berührten das Papier; ſie drückte es an ihr Herz in heißem thränenloſem Schmerz. Und dann zerriß ſie das Blatt in viele, viele Theile und ſie flatterten vom Winde getrieben nach allen Himmelsrichtungen.

Und ſeit dieſem Augenblick kannte ſie nur noch die Pflichten der Hausfrau im Hauſe Schlüter.

Traute war die Treppe hinaufgeſteigt; keinen Augenblick glaubte ſie nun zögern zu dürfen mit ihren Worten. „Laß uns vergeſſen, was hinter uns liegt.“ Nie war ihr der Weg zu ſeinem Zimmer ſo weit erſchienen, als heute. War wirklich faſt der ganze Sommer vorübergegangen, ohne daß ſie es beiraten? Ein Sommer! Er war aus ihrem Leben geſtrichen, ſie ſelbſt hatte ſich ſeiner Freuden beraubt. Wie traurig, und er hätte ſo köſtlich ſein können!

Mit zitternder Hand öffnete ſie die Thür — das Zimmer war leer.

„Ach!“ ſagte ſie und in dem Ausruf lag eine bittere Enttäuſchung, eine ſchmerzliche Ueberraſchung. Langſamer, als ſie gekommen, ſchritt ſie den langen Korridor zurück. Im Salon wird ſie ihn finden.

Aber er war auch nicht im Salon. Als sie sich, Thränen in den Augen, wandte, hörte sie ihren Namen rufen und dann stand sie Alsen gegenüber.

Er hatte sie hier erwartet. Seit einer Stunde schon. Dort in der Nische hatte er gelesen, ein Zeitungsblatt in den Händen und hatte mit heißen Augen hineingefarrt. Was las er Alles in der kurzen, in geschäftsmäßigem Stil gehaltenen Notiz! Und als wald richtiger Rechner offenbarte er sich. Ja, er war ein großer Kaufmann geworden, mehr, er war ein kaufmännisches Genie. Mit unfehlbarer Sicherheit operirte er bei seinen Unternehmungen. Jeder Faktor war ein Exempel für sich. Das Resultat — es war ja vorauszu sehen — großartig! Und doch hatte sich Etwas zwischen die trockenen, nüchternen Zeilen gedrängt, das da nicht hin gehörte. Und das verlieh dem Exempel ein ganz anderes Gepräge, als es vordem ausgeschaut hatte, so daß der Meister es nicht wieder erkannte.

Alles war zwar eingetroffen, wie er es erwartete. Bellinghausen war völlig in seine Hand gegeben. Auf den letzten Schlag, den er wider ihn geführt, gab es nur einen Ausweg. Es war nicht anzunehmen, daß derselbe umgangen wurde. Hier rechnete er sicher: für den Baron hatte er stets eine der Achtung ähnelnde Empfindung gehabt, welche sich trotz seines Hasses gegen ihn nicht unterdrücken lassen wollte. Er allein kannte ja die Fäden des Netzes, in dem sich seine Ehre gefangen hatte; er allein wußte, wie es gebebt und gezuckt hatte, bevor die grausame Hand es zugezogen. Die verlorene Ehre war der gewaltigste Faktor; Alsen glaubte an ihn voller Ueberzeugung.

Und sie wird frei sein, frei von der Fessel mit der er selbst sie gebunden; frei von allem Zwang. Keine Schranke wird ihn von ihr trennen. Er wird sie erringen; und hegen und pflegen wird er sie an seinem Herzen. — Und an ihrer Seite wird er den Männern würdig werden, die früher in dem Patrizierhaus gewaltet.

Das Alles hatte er aus dem kurzen Artikel gelesen — und mehr noch, viel mehr. Zehn Jahre seines Lebens waren ausgelöscht; er war nicht mehr Fremdling hier.

Mit verzehrender Gluth liebte er Traute; ihr Lächeln machte ihn selig, ihr Händedruck ließ ihn erbeben.

Nun war sie gekommen. Er sah gar nicht ihren ängstlich suchenden Blick, er empfand nur ihre Nähe, das jubelnde Glück, nun bald am Ziel zu sein. Und er sprang auf und eilte ihr entgegen.

„Traute!“ rief er, mit vor Erregung unterdrückter Stimme.

Sie blieb stehen. „Guten Morgen, Peter. Ich glaubte, mein Mann wäre hier —“

Sie reichte ihm ihre Hand, sie zitterte; nun erst bemerkte er ihre Erregung.

„Was ist geschehen, Traute, — mein Gott, was ist Ihnen!“

„Nichts, Peter, gar nichts —“ und sie versuchte zu lächeln. „Aber Sie, ganz allein hier — auf wen warteten Sie, Peter?“

„Auf Sie, Traute.“

„Auf mich?“

„Ja. Und — ich bitte, bleiben Sie. Gehen Sie nicht, — ich — ich muß mit Ihnen sprechen. Deshalb wartete ich. Segen Sie sich. Traute — liebe Traute — hören Sie mich —“

Nun hatte er auch ihre linke Hand ergriffen und langsam zog er sie auf den Divan, ohne sie loszulassen. Hestig arbeitete seine Brust. Alle Kraft mußte er zusammen nehmen, um wenigstens äußerlich ruhig zu sein.

„Ja, ist es denn so dringend, Peter? Sie erschrecken mich fast. Hat es nicht Zeit? Ich muß mit Frig sprechen — vielleicht können Sie mir sagen —“

Sie versuchte mit der ihr eigenen liebenswürdigen Bewegung sich zurückzuziehen; sie wollte ihn nicht verlesen. Aber ihre Frage, mehr noch ihre unmittelbare Nähe raubten ihm die Besinnung. Eine wahnsinnige Eifersucht erfaßte ihn bei dem Gedanken an den Verhafteten, eine wüthende Begierde, als er das schöne Weib so nahe vor sich sah, daß er ihren Athem fühlte. Ein Nebel legte sich vor seine Augen; das Blut raste in seinen Adern.

Er riß sie an sich in zornigem Ungestüm und hielt sie in wildem Entzücken an sich gepreßt, daß sie keiner Bewegung fähig war, und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küßen und stammelte ihren Namen.

Mit verzweifelter Anstrengungen gelang es ihr, sich zu befreien. Schredensbleich flüchtete sie zur Thür, zitternd über die ihr zugefügte Schmach. „Frig!“ rief sie laut, „Frig!“

Aber Peter kam ihr zuvor; er versperrte ihr den Weg mit seinem Körper; er kniete vor ihr und umklammerte ihren Leib.

„Traute! Höre mich! Ich flehe Dich an, Traute — Du mußt mich hören —“

„Ich will nicht! Lassen Sie mich los — sofort —“

Das klang voller Abscheu; und weit bog sie sich zurück um ihn nicht sehen zu müssen.

„Du sollst es hören; Du mußt, Traute — ich lasse Dich nicht eher —“

Ein zorniger Blick traf ihn. Sie bebte vor Enttäuschung.

„Muß ich Schutz suchen vor meinem eignen Vetter? Muß ich wirklich um Hilfe rufen?“

Der Blick, der Ton brachten ihn zur Besinnung. Er erhob sich. Seine Hand berührte seine feuchte Stirn. Und er sah die Geliebte vor sich, in flammender Empörung; bleich und stolz und hochaufgerichtet. Das war nicht das liebende Weib, das in seinen Träumen ihn zum Höchsten begeisterte — wie eine fremde, schreckliche Erscheinung startete er sie an und empfand einen brennenden Schmerz in der Brust. Seine Hoffnungen, sein Glück lagen in Trümmer vor ihm. Seine stolzen Lustschlösser waren in sich zusammengefallen und von Neuem sah er sich in die Bahnen zurückgeworfen, die er hatte fliehen wollen um ihretwillen.

„Verzeihen Sie,“ murmelte er heiser, „ich — ich wollte Sie nicht beleidigen. Bei Gott, Traute, das wollte ich nicht. Wenn Sie wüßten, was ich gelitten —“

Sie wollte an ihm vorüber.

Aber nun wallte es auch in ihm zornig auf. Wie? Wollte sie nicht einmal wissen, daß sein heiligstes Empfinden ihr galt? War seine Liebe so gering in ihren Augen, daß sie nicht einmal ein gütiges, ein mitfühlendes Wort für ihn hatte?

Und zum zweiten Mal vertrat er ihr den Weg.

„Bleiben Sie,“ sagte er rauh, „ich muß mit Ihnen sprechen. Sie sollen das Zimmer nicht verlassen, ehe Sie mich angehört haben.“

(Fortsetzung folgt.)

[Unbefugter Nachdruck verboten.]

Ein Besuch in einer Kohlengrube Northumberlands. *)

Eines Morgens um fünf Uhr wurde ich von einem trommelwirbelähnlichen Bochen an meiner Thür geweckt. Es kam von meinem biedern Wirth, der mir nach Verabredung das Signal gab, binnen einer Viertelstunde zu meiner ersten Niederfahrt in eine Kohlengrube bereit zu sein.

Der Morgen war strahlend klar. Blauer Himmel — in England eine der seltensten Luxusartikel — überspannte nach allen Seiten hin die thaufrische, von der begonnenen Feuernte duftende Landschaft. Welch schneidender Stimmungskontrast, sich an einem solchen Morgen zu einem Besuch in der schwarzen, schwülen Unterwelt mit ihren niedrigen, feuchten Irrgängen vorzubereiten!

Nachdem ich mir in größter Eile den schlechtesten Anzug, den ich bei mir führte, übergeworfen, eine Tasse Thee getrunken und — leichtsinnig genug — das ebenso weisse, wie wohlwollende Anerbieten einigen Mundvorraths für die ungewohnte Fahrt seitens meiner Wirthin abgelehnt hatte, begab ich mich hinauf zum Grubenfontor, um von da aus zum Schauplatz meiner bevorstehenden Kohlenhauer-„Beschäftigung“ weiter befördert zu werden. Man hatte mich nämlich schon auf die Grubengepflogenheit vorbereitet, daß ich da unten einige Minuten lang die Hacke selbst führen müßte, „um zu erfahren, wie das thut, und um einen kleinen Beweis dafür mit heimzubringen, daß ich wirklich Auge in Auge mit einem Kohlenstöß gewesen sei.“

* Wir entnehmen diese überaus lebensvolle Schilderung englischen Grubenlebens dem soeben im Verlage von Hobbings u. Biddle in Stuttgart erschienenen schönen illustrierten Werke von Gustaf J. Steffen: „Streifzüge durch Großbritannien.“

Beim Zusammentreffen mit meinem Wirth breitete sich über dessen wetterhartes, joviales Gesicht ein Ausdruck der Befürchtung. Ich war, seiner Meinung nach, heute bezüglich meiner Kleidung viel zu smart. Meine französische Wollmütze war nicht zweckmäßig, versprach meine kostbare Hirnschale gegen die Folgen von Kollisionen mit dem Grubendache nicht genügend zu schützen. Mein Vorschlag, die Mütze mit Taschentüchern auszustopfen, wurde als eine Art pis aller beurtheilt. Mein altes, graues Tuchjacket, daß ich nun fast zwei Jahre lang am Schreibtisch abgenutzt hatte, wurde als „viel zu fein“ gänzlich verworfen und ich mußte mich bescheiden, in einen groben, mit einer Mischung von Steinkohlenstaub und Lehm tüchtig imprägnirten Steigerkittel zu schlüpfen. Meine niedrigen, durch eine kurz vorhergegangene Bergbesteigung zerrissenen Sommerschuhe durfte ich gnädigst behalten, doch „auf eigne Verantwortlichkeit“, wie mein in ökonomischen Dingen höchst vorsichtiger Wirth ausdrücklich bemerkte. Nach gehöriger Beschichtigung meiner werthen Person wurde ich dann eingeladen, eine Lokomotive zu besteigen, um nach dem anderthalb englische Meile entfernten Schachte befördert zu werden, wo der Aufseher von meinem Eintreffen schon telephonisch benachrichtigt war.

Auf einer Lokomotive zu fahren, ist recht lustig . . . wenigstens das erste Mal. Die Sache verhält sich zu dem weit zahlreicheren Vergnügen, in einem gewöhnlichen Eisenbahnwagen zu sitzen, wie das Reiten auf einem Pferde zum Fahren hinter diesem. Man hat eine höchst intensive Empfindung unmittelbaren Umgangs mit dem schnaufenden, schüttelnden, mit Gliedern und Gelenken so hurtig arbeitenden Mechanismus. Die eine Hälfte seiner Aufmerksamkeit muß man darauf verwenden, nicht abgeworfen zu werden, und die andere Hälfte kann man, wenn das beliebt, zwischen der Beobachtung des individuellen Charakters des Thieres (resp. der Maschine) und der der vorbeisauenden Landschaftsbilder theilen. Ich hatte inzwischen kaum schlecht und recht herausgefunden, auf welchem Bein ich stehen und mit welchem Arm ich mich festhalten mußte, als ich mich schon mitten unter den Förder- und Ladeschuppen, Pumpen- und Maschinenhäusern und Ventilationsvorrichtungen befand, womit die Mündung einer Kohlengrube stets umgeben ist.

Es war ein kleiner, hagerer Mann mit graugesprenkeltem Bart und sorgenvollen graublauen Augen, der die Fremdschicklichkeit bejaht, für mein kostbares Leben in den nächsten vier bis fünf Stunden die Verantwortung zu übernehmen. Er sollte eben eine seiner täglichen Inspektionsreisen antreten, und ich hatte nichts Anderes zu thun, als getreulich seiner Spur zu folgen, Sicherheitshalter „immer zu thun, was er that“, und selbst Fragen zu stellen, wann und wo ich etwas nicht begriff oder mit den Augen allein nicht durchschauen konnte.

Very well . . . das sah ja sehr einfach aus. Wir begannen natürlich mit dem sehr umfangreichen, in mehrere Abtheilungen zerfallenden Förderchuppen, der die Grubenöffnung völlig verdeckt. (Daß alles, wovon ich im Folgenden erzähle — Menschen, Thiere und leblose Dinge — kohlschwarz ist, muß ohne Weiteres von denen vorausgesetzt werden, die gewohnt sind, ihrem Auffassungsvermögen mit etwas Farbensinn nachzuhelfen.) Nach Erstiegung einiger steilen Holztreppen befinden wir uns auf einem schattähnlichen Fußboden mit viereckigem Loch in der Mitte, aus dem eine um die andere Minute aus den Eingeweiden der Erde mit scharfem Kreischen ein Eisenbehälter herausfliegt, der mit zwei bis zum Rande mit Steinkohlen gefüllten trucks beladen ist. Das ist das Förderwerk. Hoch über unseren Köpfen in der freien Luft hängt das gewaltige Förderrad, über das ein Tau hinwegläuft, an dessen einem Ende erwählter Eisentasten hängt, während das andere Ende in das dicht außerhalb gelegene Maschinenhaus reicht, wo es um einen ungeheuren Cylindrer aufgewickelt ist. Der Maschinist hat unbehinderten Ausblick nach dem Förderchuppen und löst den Hiforbor unaufhörlich auf- und niederfliegen, entsprechend den Glockenzeichen, die er vom Grunde und von der Mündung des Schachtes her erhält. Sinnreiche mechanische Vorrichtungen verhindern, daß der Korb zu hoch steigen, und das Förderrad beschädigen könnte, oder daß er bei der Niederkahrt nicht rechtzeitig aufgehalten und auf dem Schachtgrunde zertrümmert würde. Dennoch beruht es fast ausschließlich auf der außerordentlichen Gewandtheit des Maschinisten, daß der Korb trotz seiner schwinbelnden Fahrt an der rechten Stelle anhält. Wenn die Verlässlichkeit seiner Hand oder seines Auges nur eine Minute erschlaffte, wäre schon die Gefahr der Vernichtung von Menschenleben da.

Die heraufbeförderten Kohlenhunde werden unmittelbar vom Hiforbor nach einer Waage geschoben, bei der zwei Waagenschreiber — der eine für die Rechnung des Grundbesizers, der andere für die der Arbeiter — sitzen und über das Gewicht der Kohle eines jeden aus dem Schachte kommenden Hundes Buch führen.

Natürlich gilt der Stücklohn als Regel in diesem Arbeitszweige, wo die Kontrolle über den Fleiß des Arbeiters durch eine Buchung der Quantität und Qualität seines Arbeitsergebnisses so leicht gehandhabt werden kann. Jede Arbeitergruppe besteht aus vier Mann, die an denselben „Orte“ die Kohle brechen und mit jedem von ihnen gefüllten Hunde ihre Marke (ein numerirtes Messingplättchen) hinaussenden. Alle vierzehn Tage erhält dann die Gruppe ihren Lohn für die Qualität und das Gewicht der Kohle, die sie hinaufgeschickt hat (unter gewissen Abzügen und Zulagen für die Arbeitsverhältnisse . . . wovon später mehr) und diese Summe wird unter die vier Genossen gleichmäßig vertheilt oder, bei Ungleichheit der Arbeitsleistung, nach deren eigenem Ermessen repartirt.

Im Förderchuppen befinden sich außerdem die Vorrichtungen, mittels deren der Inhalt der Kohlenhunde von Staub befreit und bezüglich seiner Güte — bemessen nach der Größe der Stücke und ihrer Reinheit von mineralischen Beimischungen — sehr schnell, durch Knabenhand, sortirt wird.

Nun ist es für mich und meinen Führer jedoch Zeit geworden, in den Hiforbor zu steigen, um mit der Geschwindigkeit von 400 Fuß (122 Meter) in der Minute nach dem Grunde der Grube hinunter „geschossen“ zu werden. Vorher war das Zeichen gegeben worden, daß der Korb mit menschlicher Last beladen sei . . . und mit einem kräftigen Ruck sinkt man hinab in das schwarze, wassertriefende Loch, das etwa 1000 Fuß (300 Meter) tief in die Erde geböhrt ist. In den ersten Sekunden kann man die Balken der groben Schachtzimmerung noch in rasender Eile vorüberfliegen und im violettblauen Tageszimmer oben verschwinden sehen. Dann wird es finstler, immer finstler, zuletzt Fuchdunkel. Bang! . . . der schwere Eisenkorb hält mit ebenso plötzlichem Rucke an, wie er zu sinken begann, und man hat wieder festen Boden unter den Füßen. Soweit war es hier ja bequemer als z. B. in manchen schwedischen Eisengruben, wo man — wenigstens noch vor 15 Jahren — auf schlüpfrigen Leitern hinunterklettern mußte. Damit ist aber auch, vom Standpunkte der Bequemlichkeit des Touristen betrachtet, der Vorzug der englischen Kohlengruben vor den schwedischen Eisengruben erschöpft, denn was im Laufe der nächsten vier Stunden folgte, war nichts weniger als bequem zu nennen.

Zuerst begeben wir uns in das „Kontor“ des Aufsehers, ein mit groben Balken ausgegimmertes Loch dicht neben dem Boden des Schachtes. Hier nehmen wir ganz kurze Zeit Platz, um „die Augen an's Licht zu gewöhnen“ (oder an die Finsterniß), wie es in der Uebersetzung aus der Grubensprache heißen müßte; und um unsere Lampen in Empfang zu nehmen. Wohl stehen hier eine große Menge Sicherheitslampen von bekannter Gestalt auf den Gestellen des von einer einzigen Talgkerze schwermüthig erhellten Raumes, man bringt uns statt solcher aber ein paar ziemlich große Laternen mit Petroleumlampen darin. Die Kohle dieser Grube ist ungewöhnlich gasfrei, daß die Arbeiter in den meisten Abtheilungen sogar ganz offene Lichter benutzen. Die schlimmste Gasgefahr droht hier von der Kohlenensäure, die an gewissen Stellen in großer Menge ausströmt und bei Unachtsamkeit Erstickungsgefahr mit sich bringt. Wohl ausgerüstet mit Lampen und ein paar wichtigen Stöcken — „des Gleichgewichts wegen“ — machen wir uns auf den Weg. Mein Cicero — in dessen Seele ein natürlicher trockner Humor mit einer in der Grubennacht erworbenen Schwermüth zu kämpfen scheint — schießt die wohlgemeinte Bemerkung voraus, daß es bis zu den Arbeitsplätzen ziemlich weit sei, „über eine englische Meile“ (1620 Meter), und daß wir nach zwei Ausläufern der Grube gehen müßten, um die „hohen“ ebenso wie die „dünnen“ Klöße zu sehen, die ich natürlich Beide kennen lernen müßte, um eine Vorstellung von der Art der Arbeit zu bekommen. Ich solle mich deshalb nicht scheuen, es zu sagen, wenn mir der Rücken weh thäte . . . eine freundliche Ermahnung, die jede zwanzigste Minute während unseres Beisammenseins in der Unterwelt wiederholt wird.

Der ebenso gutherzige wie patriotische Northumbrier wollte durch schonende Behandlung offenbar dafür sorgen, daß ich von seiner stattlichen Kohlengrube die bestmöglichen Eindrücke mit hinwegnähme. Zur Versicherung seiner Befürchtungen wegen meines Verzärteltheits erwähne ich beiläufig, daß ich in einer Menge Eisen-, ja sogar in einer großen Kupfergrube gewesen

set . . . bringe damit aber keine sonderliche Wirkung hervor. — „Sm! Eisengruben . . .“ Für einen wahren Kohlenbergmann sind das offenbar keine „richtigen“ Gruben. — „Ach was, darin kann man ja vollaufgerichtet gehen . . .“ Das kann man hier freilich nicht. Mindestens glückt mir das nicht, obwohl ich mich hundertmal gegen vorstehende Steinblöcke und Balken an der Decke an meinen armen Schädel stoße, bei jedem ehrfurchtigen Versuche, die verhältnismäßig grade Haltung meines Führers nachzuahmen. Das liegt aber daran, daß er nur wenig über fünf Fuß mißt, während die Gänge, die wir zuerst durchwandern, nur „ungefähr“ fünf Fuß (1,5 Meter) hoch sind. Unter solchen Umständen vergift man es sehr bald, mit feinen „sechs Fuß zwei Zoll“ zu prahlen. Der Fuß gleitet bei jedem zweiten Schritte über schlüpfrige Unebenheiten des Erdbodens oder taucht bis zum Knöchel in einen Brei von Kohlenstaub. Stützt man sich im Nothfall gegen die von Feuchtigkeit triefenden Wände, so sind Hände und Arme binnen Kurzem mit schwarzem Lehm bedeckt. Welch eigenthümlich bedrückendes Gefühl, so mit gekrümmtem Rücken, tastendem Stode und durch den unsicheren Lichtschein spähenden Blicken in einem schier endlosen, nur fünf Fuß breiten Gange dahinzuwanken, während man auf allen Seiten von dem ewigen Schweigen und der undurchbringlichen Finsterniß der Unterwelt umgeben ist! Wenn das sogenannte Dach hinter und vor uns nur ein wenig nachgäbe, wäre der Sarg fertig. Dann könnte man sich in den Kohlenbrei hinsetzen und sein Pater noster beten, so lange der Sauerstoff ausreichte. (NB. Mein Freund, der Führer, war Katholik.)

Unser erster Besuch galt dem Stalle, der fortwährend ein paar Bonns beherbergt. Sie sehen fleischig und gutgepflegt aus und fressen aus der äußerst sauber gehaltenen Krippe behaglich ihren schwedischen Hafer. Der Aufseher ist auch stolz auf ihr Aussehen und bemerkt mit Befriedigung, daß sie keineswegs mehr an Gebrechen und Krankheiten leiden, wie alle Pferde oben auf der Erde. Ob er die Hypochondrie zu den bekannten Pferdefrankheiten rechnete, vermag ich leider zu fragen . . . es war aber ein Stall mit merkwürdig „düsterer Stimmung“, so viel sieht jedenfalls fest.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Das Kind im Volksglauben. Von wunderlichem Wenn und Aber macht der deutsche Volksglauben das Glück und Gedeihen des Kindes abhängig. Stehen bei der Geburt Lämmereimöskchen am Himmel, so hat das Kleine im Leben Erfolg bei allen Dingen. Kinder mit krausen Haaren bekommen einen traurigen Sinn. Lange Haare bedeuten frühen Tod. Kinder, die mit zwei Wirbeln am Kopf geboren werden, haben Glück und sind viel. Lautes Schreien deutet bei Mädchen künftige Schönheit, bei Knaben das Segentheil an. Der Wochentag der Geburt ist gleichfalls von Bedeutung. Montagskinder sterben früh, Dienstagskinder werden Diebe, Mittwochskinder lüderlich; Donnerstags- und Freitagskinder müssen Sonntags getauft werden, denn sie sehen Geister. Sonnabendskinder sind falsch, aber sie sehen und hören mehr als Andere. Sonntagskinder sind Glückskinder. Wer in der Neujahrsnacht zur Welt kommt, sieht Geister. Dreifönigstag giebt sonniges Gemüth; Gründonnerstag führt auf das Schafot, Charfreitag an den Galgen. Osterkinder werden schön und klug, Walpurgiskinder dagegen blöde, sie folgen auch den Heren, Adventskinder können Geister sehen, Weihnachtskinder finden einen Schatz. Der 1. September, der 1. März, der 1. April und der 1. August führen an den Galgen. Aprilkinder sind Unglücksfinder, Valentinstag, der 14. Februar, giebt frühen Tod, Thomastag, der 12. Dezember, Thränen und Leid. Damit die Heren dem Kleinen nicht schaden können, streut man ihm Salz auf die Zunge und läßt es auf dem Trauring schlafen. Um es stark zu machen, giebt man ihm Stutenmilch. Mädchen müssen erst ein Männerhemd, Knaben zuerst ein Frauenhemd anbekommen, das giebt Glück in der Liebe. Flucht die Mutter, so flucht sie Unheil auf das Kind herab, pünkt sie, so pünkt sie ihm den Strid. Trägt sie ein schwarzes Kleid, so wird es furchtbar. Vor der Taufe darf man das Kind nicht beim Namen nennen, die Knaben soll man Pfäumentiedeln, die Mädchen Bohnenblättchen heißen. Ein Knabe darf nie mit dem Taufwasser von Mädchen getauft werden, dann läuft er den Weibern nach oder umgekehrt. Säuglinge dürfen nicht mit Geld spielen, sonst werden sie habgierig, vieles Spiegelguden macht sie stolz, sie sollen auch keine roten Schuhe tragen, damit sie Blut sehen können. In das Badewasser der Mädchen muß man Liebeslöchel thun, dann heirathen sie

früh. Wenn das Kind zuerst Papa sagt, ist das nächste Kind ein Knabe, wenn es Mama sagt, kommt noch eine kleine Schwester. Spricht das kleine Kind viel vom lieben Gott und dem schönen Himmel, so stirbt es bald. Nicht es an Blumen, so verliert es den Geruch, Hund und Raze dürfen nicht mit dem Kinde zusammen großgezogen werden denn Einer davon würde sterben. Kleine Geschwister dürfen sich nicht küssen, sonst stirbt eins. Wenn die Kinder rückwärts gehen oder mit den Beinen schlankern, graben sie den Eltern das Grab und läuten die Todtenglocke. Um was ein Kind bittet, das soll man ihm geben, damit es sich freut und lacht. Wenn man ist und giebt dem Kinde nichts, so blutet ihm das Herz oder es fällt ihm eine Thräne vom Herzen. Wenn die Mädchen heranwachsen, dürfen sie nicht pfeifen und tanzen. Wenn ein Mädchen pfeift, weint unsere liebe Frau, es kauft ihr auch die Sorge herbei. Tanzt es viel, so stirbt es bald, muß aber dann umgehen und immer nach neuen Tänzern suchen, die alle sterben.

Von verkleideten Frauen, die als Militärärzte in der englisch-indischen Armee thätig waren, weiß der „Wrasch“ auf Grund zuverlässiger Quellen Folgendes zu erzählen. Der erste Fall betrifft den Militärarzt Macloed, der vor 20 Jahren in der indischen Armee gedient hat. Das war ein geschickter, erfahrener und vorsichtiger Praktiker. Seine Kollegen spotteten bisweilen über seine Nüchternheit, wofür er gewöhnlich nur ein Achselzucken hatte. Als aber einmal ein junger Leutnant unvorsichtiger Weise über Macloed die spöttische Bemerkung machte, er führe die Lebensweise einer alten Jungfer, riß diesem schließlich die Geduld; er verlegte dem Beleidiger eine derbe Ohrfeige, forderte ihn vor die Pistole und schoß ihm am folgenden Tage über den Haufen. Macloed erhielt insofern seinen Abschied; er kehrte nach England zurück und ließ sich dort in der Nähe Londons nieder. Nach seinem Tode stellte sich heraus, daß der berühmte Chirurg Macloed eine Frau war und aus einer der ältesten Familien Englands stammte. Im zweiten Fall handelt es sich um den kürzlich verstorbenen Militärarzt Barry, der wiederholt jogar an Schlachten thätigen Antheil genommen hatte. Das Geschlecht dieser merkwürdigen Person wurde einmal während ihres Dienstes erkannt, als sie von einer schweren Krankheit befallen wurde. Sie wußte aber später die Mitwisser ihres Geheimnisses zu bewegen, es streng zu beobachten, und so kam ihr Geschlecht ebenfalls erst nach ihrem Tode an das Tageslicht.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Eugen Zabel**, der geistvolle Redakteur der Berliner Nationalzeitung, durch seine Werke über Ankn Rubinstein und Hans von Bülow auch in der Musikwelt bekannt, hat im Verlage von Raabe u. Blochow, Berlin, eine Studie über Prof. **Hermann Genk**, einen Künstler, dessen Kompositionen, Klavierpiel und außergewöhnliche Direktionsbefähigung in Berlin und vielen anderen Städten in letzter Zeit besonderes Aufsehen erregt haben, erscheinen lassen. Das interessant und kurzweilig geschriebene Werkchen, dessen Tendenz überall bekannt zu machen, ist allen Musik-Interessenten zur Lektüre um so mehr zu empfehlen, als dasselbe in allen Musikalienhandlungen gratis erhältlich ist.

— Die hohe Sterblichkeitsziffer, welche die Statistik unserer großen Städte für die Kinder bis zum fünften Lebensjahr aufweist, hat ihren Grund hauptsächlich in dem Mangel einer geunden Milch und deren Ersatz durch unzulängliche Surrogate. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt ein Artikel des bekannten ärztlichen Mitarbeiters der illustrierten Halbmonatsschrift „**Vom Fels zum Meer**“ (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Preis des Heftes 75 Pf.), Dr. Kreuzner, im jüngsten (20.) Heft dieser Zeitschrift über die Fortschritte in der künstlichen Ernährung der Säuglinge besonderes Interesse. Derselbe gelangt, nachdem er die sämmtlichen neueren, den Ersatz der Muttermilch durch Kuhmilch anstrebenden Präparate einer genauen Prüfung unterworfen, zu dem Schluß, daß die von Professor Badhaus in Göttingen hergestellte Mischung nach ihrem chemischen Gehalt der Muttermilch am nächsten kommt, und empfiehlt, um dieses Präparat auch den unbemittelten Klassen, die unter dem erwähnten Mangel am schwersten leiden, zugänglich zu machen, die Bildung von Wohlthätigkeitsvereinen und Ausgabe von Milchmarken. Im Uebrigen zeichnet sich auch dieses Heft ebenso durch seinen reichen belletristischen und allgemein anregenden Inhalt, wie durch die vortreffliche Herstellung seiner zum Theil farbigen Illustrationen und Kunstblätter aus, von denen hier das doppelseitige Aquarell des Stuttgarter Schlossplatzes von Rich. Wahn hervorgehoben sei.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T hiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.